

Nekr

Nekr R 78

R
78

Zur Erinnerung

an

Prof. Dr. Martin Rikli-Bernoulli

Geboren in Basel, den 23. September 1868

Gestorben in Zürich, den 25. Januar 1951

Trauerfeier

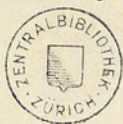
durch Dir. K. Zeller in der kleinen Kirche Fluntern

Montag, den 29. Januar 1951

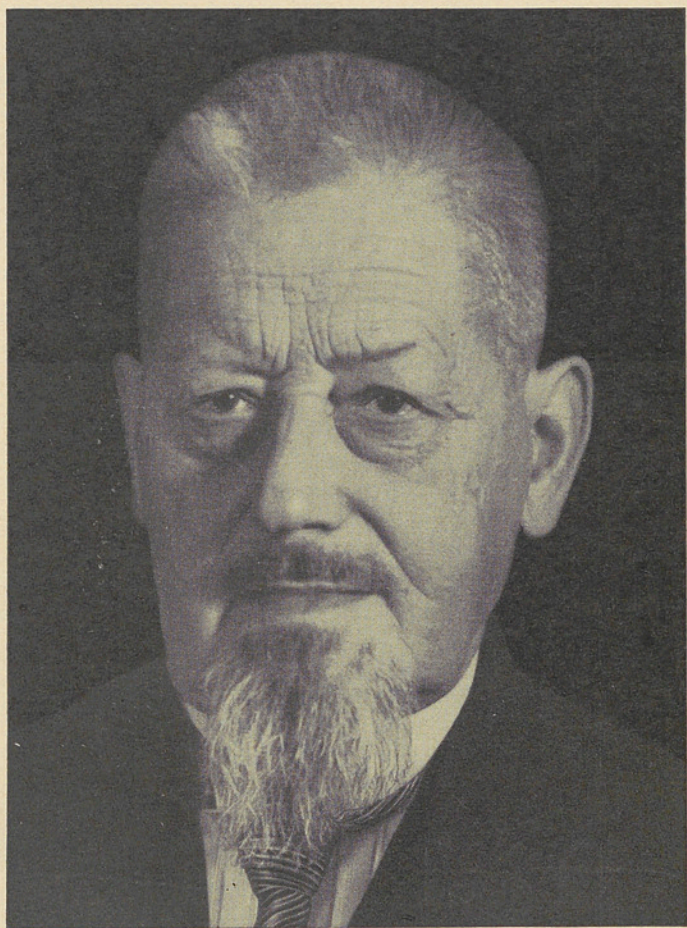
Stille Bestattung

durch Pfr. K. Baumann, auf dem neuen Friedhof Meilen

Montag, den 29. Januar 1951



61767
Erben
Z.



Unser lieber Entschlafener, Prof. Dr. Martin Rikli-Bernoulli, wurde 1868 in Basel, als erstes Kind von Gottwald Rikli und Rosalie geb. Linder geboren. Die Geburt stand unter keinem guten Stern, sie erfolgte am 22. September, einige Minuten vor Mitternacht; aber der neue Erdenbürger war scheinot, und bis er sich bemerkbar machen konnte, war der 23. September angebrochen.

Seine Grossmutter schrieb in ihr Gedenkbuch:

In mitternächtlicher Stunde
warst Du ins Dasein gerufen,
Leben und Tod, sie rangen um Dich
bis siegend der Odem von Gott
das schlummernde Fünklein erweckte.

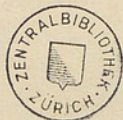
Nach kurzem Aufenthalt auf dem «Friedberg» in Wangen an der Aare, dem alten Familiensitz, verbrachte Martin Rikli seine *Jugend und Schulzeit* in Basel. Dem wilden Buben, oft zu Streichen aufgelegt, waren seine Knaben- und Jünglingsjahre durch ein Gemütsleiden des Vaters beschattet. Er suchte Trost und Verständnis bei seiner Mutter und dem Paten Gottfried Linder. Schon frühzeitig hatte er viel Sinn für die Natur, ganz besonders für die Pflanzenwelt, angeregt durch die Mutter, die ein Herbarium angelegt hatte. Zunächst musste der Wunsch, Botaniker zu werden, zurückgestellt werden, der Entschlafene besuchte als Seminarist das evangelische Lehrerseminar in Zürich Unterstrass (1885 bis 1889), wo er das Patent als Primarlehrer erwarb. Nachdem eine Existenzgrundlage gegeben war, folgte er seinem inneren Drang, Naturwissenschaft mit Hauptfach Botanik an den Universitäten Basel, Berlin und Zürich zu studieren (1889—1892).

Noch mit der Doktorarbeit beschäftigt, begann schon die Lehrtätigkeit für naturkundliche Fächer und Geographie wiederum am *Lehrerseminar Zürich Unterstrass* (1893—1905), mit dem er bis zu seinem Lebensabend verbunden war. Einige Jahre später wurde er Konservator der Eidg. Technischen Hochschule am Institut für spezielle Botanik (1896—1930) und habilitierte 1900 an der ETH für Pflanzengeographie. Gemeinsam mit Prof. C. Keller wurden

am Samstagnachmittag für die Studenten der Forst- und Landwirtschaft die botanisch-zoologischen *Exkursionen* durchgeführt. Martin Rikli war ein Wissenschaftler, ein Systematiker, der mit viel Liebe und Begeisterung das Herbarium der ETH betreute und die Sammlung durch eigene Beiträge nützlich ergänzte. Seine erste grosse wissenschaftliche Arbeit über «Die Arve in der Schweiz» wurde durch Erteilung des Titularprofessors anerkannt. Seine Aufgabe und sein Interesse als *Pflanzengeograph* ging aber weit über die Heimatgrenzen hinaus und schon 1906 begann er mit der Organisation von *Studienreisen*, die er in grosser Zahl, vornehmlich durch die Mittelmeerländer, durchführte, vom äussersten Westen der Kanarischen Inseln und Portugal, zu den Balearen, nach Elba, Korsika, Sizilien und Kreta bis in den Osten nach Albanien und Griechenland und im Süden nach Marokko, Tunesien, der Cyrenaica, Tripolitanien und Aegypten bis in den Sudan. Diese Reisen waren vorbildlich vorbereitet, für die Teilnehmer ein Genuss durch die kundigen Führungen; es waren keine Erholungsreisen, jede Minute wurde genutzt und gearbeitet. Neben dem Mittelmeergebiet interessierte ihn auch die Arktis; den Sommer 1908 verbrachte er zusammen mit Prof. Bachmann, Luzern, als erste Schweizer in Grönland, wo sich pflanzengeographisch interessante Parallelen zwischen unserer Alpenflora und der arktischen Flora ergaben.

Einen besonderen Erfolg war 1912 der Studienreise nach dem Kaukasus und Hocharmenien beschieden, mit 35 Teilnehmern, von denen eine Gruppe den über 5000 m hohen Gipfel des Ararat bestieg. An 21 Studienreisen beteiligten sich unter seiner erfahrenen Leitung über 400 Teilnehmer. Diese Reisen waren nicht nur fruchtbringend für seine eigenen Werke, sondern auch für die Forschungsarbeiten vieler Teilnehmer.

Der Verstorbene kannte keine Ruhe und Erholung, wo sich eine Aufgabe stellte, wurde sie angepackt und erledigt. Im Sommer sass er oft vor 5 Uhr morgens am Schreibtisch und arbeitete bis tief in die Nacht. *Wissenschaftliche Gesellschaften* beriefen ihn in den Vorstand. Mit kurzer Unterbrechung war er 15 Jahre Präsident der Botanischen Gesellschaft Zürich, 1914—1916 präsidierte er die Naturforschende Gesellschaft Zürich, 1916—1940 war er Vertreter dieser Gesellschaft in der Kommission der Zentralbibliothek.



Als Redner und Erzähler begabt, hielt er *Lichtbildervorträge* für alle jene, die keine Gelegenheit hatten, in die weite Welt zu schweifen; Vorträge, die durch ihr hohes Niveau und die geschlossene Behandlung des Stoffes stets einen nachhaltigen Eindruck hinterliessen.

Die Ergebnisse der Studienreisen wurden in vielen *Publikationen* zusammengefasst, sei es als wissenschaftliche Arbeit oder als Reiseschilderungen in Buchform, Neujahrsblättern, Zeitschriften und in der Tagespresse.

Andere Aufgaben stellten sich ein. Die Gründung der *Volkshochschule* des Kantons Zürich und des Vereins zur Förderung der Volkshochschule des Kantons Zürich schmälerte die stets kurz bemessenen Ruhepausen weiter. Diese Tätigkeit als Mitgründer und baldiger Präsident (1922—26) wurde zu einer Herzensangelegenheit und führte zeitweise zu unangenehmen Konflikten mit den Behörden, da in seinen Augen das Studium und die Kenntnisse der Naturwissenschaften und anderer Wissenschaften nicht nur den Studenten, sondern allen Interessierten zugänglich gemacht werden sollten und zwar durch akademisch ausgebildete Lehrkräfte in den Räumen der Hochschulen. Heute gehört die Volkshochschule mit über 10 000 eingeschriebenen Hörern im Wintersemester zu einer bedeutungsvollen Bildungseinrichtung des kulturellen Lebens des Kantons Zürich. Aus dieser Volksbildungsarbeit ergab sich auch das Interesse für den Lehrfilm als Berater des Vereins der Kulturfilmfreunde Zürich.

Kurze Zeit nach dem Tode von Prof. Carl Schröter — mit dem Martin Rikli beruflich und freundschaftlich verbunden war — verliess er schon 1930 die ETH. Bei voller Rüstigkeit stellte er seine Kräfte weiter der Volkshochschule zur Verfügung und befriedigte seinen Tätigkeitsdrang in noch vermehrtem Masse mit Studienreisen und pflanzengeographischen Arbeiten.

Gross war auch immer sein Interesse an den Geschicken des Landes. Jede Abstimmung und jedes *staatsbürgerliche Problem* beschäftigte ihn und diskutierte er mit seinen Kindern und Freunden; wenn auch seine Ansichten und Bemühungen nicht immer mit der allgemeinen Auffassung übereinstimmten, so hat er doch stets als guter aufrichtiger Patriot gehandelt.

Durch die frühzeitige Pensionierung ergab sich endlich mehr freie Zeit für seine Familie. Seit 1897 war er verheiratet mit *Margrit Bernoulli* aus der bekannten Gelehrtenfamilie. Der Ehe entsprossen vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter. Die Erziehung lag fast ausschliesslich in den Händen seiner Frau, die mit viel Feingefühl, Liebe und grosser Opferbereitschaft diese Aufgabe übernahm, vor allem aber durch ihr Vorbild wirkte. Die Anspruchslosigkeit des Vaters, seine unbedingte Ehrlichkeit, seine unverwüsthliche Schaffenskraft, Verantwortungsgefühl und Mut, wenn es galt zu einer Sache zu stehen oder sich einzusetzen, wirkten sich auf seine Kinder aus, wenn er auch wenig in die Erziehung eingriff. Auf Wanderungen und in den Sommerferien öffnete er mit seiner Frau den Kindern die Augen für Schönheit und Reichtum in der Natur. Es war jeweils ein besonderes Ereignis, wenn die Gattin oder eines der Kinder an einer der grossen Studienreisen ins Ausland teilnehmen konnten. Zeit seines Lebens blieb er in treuer Anhänglichkeit mit seiner Mutter verbunden und nahm die betagte Frau sowie seine Schwester Dora in seinem Haushalt auf.

1943 siedelte er mit seiner Frau nach Unterägeri über, das ihm zu einem Refugium am lieblichen See wurde. Zu seinem tiefen Schmerz verlor er schon nach 14 Monaten Aufenthalt in Aegeri seine Lebensgefährtin. Inzwischen hatte er einen neuen Freundeskreis gefunden und entschloss sich, dort zu bleiben. Häufig fuhr er nach Zürich zu seinen Kindern, um Freunde zu besuchen und vor allem sich an seinen Grosskindern in Meilen zu erfreuen.

Unermüdhlich arbeitete er schon seit Jahren an der Zusammenstellung der Ergebnisse seiner Forschungen über die Mittelmeerflora, und es war für ihn eine grosse Befriedigung, dass an seinem 80. Geburtstag das bedeutende dreibändige Werk «Das Pflanzenkleid der Mittelmeerländer» erschienen ist.

Am 82. Geburtstag ernannte ihn die Deutsche Botanische Gesellschaft zu ihrem korrespondierenden Mitglied.

Im Herbst 1950 nahmen seine Kräfte ab. Den berufstätigen Kindern war es eine grosse Beruhigung, ihn durch Fräulein Noack gut betreut zu wissen, die ihm aufopfernd zur Seite stand und ihn im Bethanien-Heim noch pflegte.

Vor Weihnachten stellten sich innerhalb einiger Tage nach und nach Lähmungserscheinungen und grosse Müdigkeit ein. Rasch verschlimmerte sich der Zustand; am 9. Januar 1951 durfte eine Ueberführung nach Zürich in das Bethanien-Heim nicht mehr aufgeschoben werden. Er empfing nur noch seine Kinder und wenige Freunde. Bei zunehmender Schwäche und Müdigkeit ist er am 25. Januar sanft entschlafen.

In seinen «Erinnerungen aus meinen Jahren in Berlin», verfasst für seine Freunde anlässlich des 80. Geburtstages, schrieb er: «Es will mir nicht in den Kopf eingehen, dass ich nun 80 Jahre alt sein soll, bin ich doch immer noch mit Arbeitslust und oft geradezu beängstigender, ja gelegentlich überbordender Energie geladen, die wenig von der Milde des Alters verspüren lässt. Das hält mich frisch und jugendlich. Es ist dies ein grosses Geschenk, das ich oft beinahe als eine ungerechtfertigte Bevorzugung empfinde. Wenn ich auf die hinter mir liegenden Jahrzehnte zurückblicke, so komme ich zur Ueberzeugung, dass ich ein wirkliches Glückskind bin, denn was ich tat, ob bejahend oder verneinend, ist schlussendlich für mich doch immer erfreulich ausgefallen, obwohl der Unglücksrabe mich mehrmals beinahe mit seinen Flügeln gestreift hat.

So bin ich zur Ueberzeugung gekommen, das Beste muss uns geschenkt werden, es ist lauter Gnade und jedesmal wieder ein Wunder.»

M. R.

Aus der Einleitung zu den Lebenserinnerungen des Verstorbenen

Jeder ist seines Glückes Schmied.

—
A. Claudius.

Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann.

—
G. Kinkel.

So stand es im Buch des Schicksals.

—
Ovid.

Das Schicksal mischt die Karten, und wir spielen.

—
Schopenhauer.

Wenn ich diese vier Mottos an die Spitze meiner Aufzeichnungen stelle, so ist es, weil sie zeigen, wie grundverschieden sich die Menschen zu einer der wichtigsten Lebensfragen stellen. Sind wir Amboss oder Hammer? Claudius und Kinkel sind die Verkünder des optimistischen Willensmenschen, Ovid und Schopenhauer Vertreter des pessimistischen Gemütsmenschen. Für die eine oder andere Einstellung sind in erster Linie Veranlagung und Lebensfügung massgebend.

Jede dieser Auffassungen kann für sich gewichtige Gründe geltend machen. Wie oft kommt es nicht vor, dass Glieder derselben Familie sich im Leben ausserordentlich verschieden bewähren. Trotz gleichen Voraussetzungen kommen die einen vorwärts, die andern sinken moralisch und sozial von Stufe zu Stufe. Liegt es da nicht auf der Hand, von des eigenen Glückes Schmied zu sprechen? Trifft dies nicht in vermehrtem Masse zu, wenn wir sehen, wie Leute aus den bescheidensten und schwierigsten Verhältnissen, trotz aller Widerwärtigkeiten, sich Spitzenstellungen im menschlichen Leben zu erobern vermögen.

Und doch frägt man sich — selbst bei solchen Glücksmenschen — hat nicht auch in ihrem Leben der Zufall eine grosse Rolle gespielt? Es sei nur erinnert an die vielen Vorläufer wichtiger Geistesbewegungen oder hervorragender Entdeckungen, wie z. B. an

die Reformation und an die verschiedenen Erkenntnistheorien, die mit den Namen Luther und Zwingli, Lamarck und Darwin verbunden sind. Für diese Pioniere gilt: andere haben geerntet, was sie gesät haben, denn ihre Zeit war noch nicht gekommen. Kann nicht jeder davon erzählen, wie in entscheidenden Augenblicken seines Lebens für ihn Zufälligkeiten von ausschlaggebender Bedeutung geworden sind. Und entspricht der äussere Glanz immer der innerlich geläuterten, sich selbst genügenden und anderen wahres Glück und Segen bringenden Persönlichkeit? Ob hoch oder niedrig, dieses Ziel erreicht zu haben, möchte ich als höchsten Lebenszweck bezeichnen.

Mir scheint, so viel ist sicher, Zeit und Umwelt, in die wir ohne unser Zutun durch Geburt und Lebensgang gestellt werden, sind von grösster Wichtigkeit für unser ganzes Leben. Verhältnismässig nur wenige sind in der Lage, durch eine Tatkraft diese Fesseln zu sprengen und sich, oder durch sich, die Menschheit vorwärts zu bringen. Und selbst diese Auserlesenen werden sich immer sagen müssen: Ist nicht auch das, was uns zum Erfolg geführt hat — Gesundheit an Körper und Geist, Verstandesschärfe, richtige Einschätzung der äusseren Verhältnisse und der Mitmenschen, auf die wir angewiesen sind, zur gegebenen Zeit die notwendige Entschlussfreudigkeit oder der Verzicht auf eine Handlung, die ausgeführt, uns hätte zum Verhängnis werden müssen, ist dies nicht alles ein *Geschenk*, vor dem wir letzten Endes nur staunen können?

Die Möglichkeit, das Schicksal zu meistern, ist vor allem Charakteranlage. Nicht nur im bescheidenen Leben der Millionen und Abermillionen, die ein bald vergessenes Dasein führen, sondern selbst bei den Helden dieser Welt wird der Zufall immer eine entscheidende Rolle spielen. Dies hat wohl jeder sowohl in erfreulicher wie in widerwärtig hemmender Hinsicht an sich erfahren. Solche Erkenntnis wird daher immer zur Bescheidenheit und Nachsicht gegenüber seinen Mitmenschen führen.

Aus der Ansprache von Dir. Konrad Zeller, Direktor des Evangelischen Lehrerseminars Zürich-Unterstrass

Text: 2. Korinther 12,9. Lass dir an meiner Gnade genügen, denn
meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.

Wenn wir in dieser Stunde miteinander ein Wort der Heiligen Schrift betrachten, so geschieht das zunächst nach dem guten und uns lieben Brauch der evangelischen Kirche.

Es ist aber darüber hinaus noch etwas anderes, nämlich die Ausrichtung eines ganz persönlichen Wunsches des Verstorbenen. Denn als er mich vor einigen Jahren bat, als Vertreter der Kirche an seinem Grabe zu sprechen, da hat er mir ein ganz bestimmtes Wort aufgetragen, über das ich reden möge.

Wer den Verstorbenen kannte, der hätte vielleicht erwarten können, er würde eine jener kämpferischen, eifernden Stellen gewählt haben, wie sie nicht nur bei den alttestamentlichen Propheten, sondern auch im Neuen Testament nicht selten sind. Es wäre für ihn gewiss nicht abwegig gewesen, über das Grab hinaus noch einmal ein kräftiges Wort der Anklage zu richten gegen alles Halbe, Verlogene und Heuchlerische, gegen alles das, was der Lebende je und je angegriffen hatte. Er war ja nicht ein Mann, der das Bestehende ruhig gelten liess, solange er nur selbst unbehelligt blieb, sondern er hat an der Fragwürdigkeit unserer Welt gelitten und sich dagegen aufgelehnt.

Bei seinem letzten Besuch im Evangelischen Seminar Unterstrass (das er selbst durchlaufen und an dem er gelehrt hatte) kamen wir auf derlei Fragen zu sprechen. Er sagte, dass er dem Seminar und seiner Ueberzeugung immer verbunden gewesen sei, ohne immer ganz gleicher Meinung zu sein in Fragen des Glaubens. Aber je länger je mehr sei ihm die Wichtigkeit des christlichen Glaubens klar geworden, denn mehr als früher sehe man heute, wie alle Kultur nur als ganz dünner Firnis eine unglaubliche Barbarei überdecke. Wie gesagt, man hätte erwarten können, aus dieser Haltung heraus würde sein letztes Wort ein Wort des Unwillens sein.

Wenn es das nicht war, wenn er vielmehr jenes Wort wählte, das der Auferstandene seinem Apostel Paulus gesagt hat «Lass dir an meiner Gnade genügen», dann geschah es zunächst aus einem äusseren Grund. Dieses Wort war nämlich nicht nur sein eigener

Konfirmationsspruch, sondern auch derjenige seiner Gemahlin, und es war deshalb auch der Text der Traureden an seiner Hochzeit. Für einen Mann mit dem ausgesprochenen Sinn für Tradition, wie Martin Rikli es war, bedeutete es deshalb nicht nur eine Aeusserlichkeit, wenn er wünschte, dass das gleiche Wort auch an seinem Grabe vernommen werden sollte. Es war für ihn ein dankbares Bekenntnis zu seiner eigenen Vergangenheit.

Aber es war doch wohl noch wesentlich mehr. Und wenn ich auch in dem, was ich nun zu diesem Bibelwort noch weiter sagen möchte, nicht sicher weiss, ob ich in jedem Punkte die Auffassung des Verstorbenen vertrete, so glaube ich doch, dass er in der Hauptsache mit mir einig wäre.

Es ist Recht und Pflicht des jungen Menschen, der nicht egoistisch nur sein Wohlergehen sucht, für hohe Ziele und noch unerfüllte Forderungen zu kämpfen und etwas zu leisten, was vor den Augen der Welt Bestand hat.

Aber welcher Alternde, der nicht blind gegen sich selbst ist, würde nicht ein Doppelpes immer wieder von neuem schmerzhaft empfinden, einmal dass sein Wille auch beim stärksten Einsatz oft genug dennoch nicht zu leisten vermag, was er wollte und sollte und dann das andere, noch schmerzlichere, dass auch unser eigener Wille nicht immer so rein und selbstlos ist, wie wir es von andern und von uns erwarten.

Aber genau in dem Masse, als wir das ehrlich erkennen und daran leiden, werden wir reif für die Erkenntnis unseres Textwortes «Lass dir an meiner Gnade genügen». Stünden wir nur vor dem Richterstuhl von Menschen, so könnten wir uns damit begnügen, dass wir getan haben, was wir konnten und uns mit dem alten Römer trösten: *Ultra posse nemo obligatur*, mehr kann niemand von uns verlangen, als wir zu leisten imstande sind. Aber als Christen gilt für uns letztlich nicht das Urteil irgend einer menschlichen Instanz über unser Tun und unsere Leistungen. Es ist vielmehr der himmlische Herr selbst, vor dem wir uns verantwortlich wissen. Mit Leistungen können wir hier nicht mehr auftrumpfen; wir sind auf seine Gnade angewiesen.

Dann dürfen wir uns über diese göttliche Gnade aber auch freuen, wie der Verstorbene es getan hat, wenn er im Rückblick auf sein eigenes Leben immer wieder den Erweis der göttlichen Gnade gesehen und gerühmt hat.